



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1787

3. Art. Bedürfniß und Uebel knüpfen die Bande der Gesellschaft fester

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49692](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49692)

recht. Man sagt, die Eigenliebe blendet den Menschen. Gut; aber wie geht das zu?

Man bedenke, wie viel Gelegenheiten zu Thorheiten, Reichthum, Hoheit, und die ihnen anhängende Schmeicheley, geben können. Der Arme ist mäßig, bescheiden — das glaube ich wohl; er kann nicht ungestraft anders seyn. Er ist mitleidig — auch das begreife ich vollkommen; er weiß es, wie sehr die Noth drückt.

Ihr Reichen und Großen, euer Stand ist gefährlich, die Tugend kostet euch Müh — Seyd desto mehr auf eurer Hut.

Triumphiret auch nicht, wenn ihr den Armen vor euch kriechen und Niederträchtigkeiten begehen sehet. Saget nicht: Das könnte ich nicht thun; mein Herz ist edel. Dieser Edelmutz kostet euch wenig, ihr fühlet keine Bedürfnisse, und wenn eure Fantasie euch Hülfe nöthig macht, so findet ihr hundert Gefällige, die euch ohne Lohn, aus Eitelkeit, oder auf Hofnung, dienen.

3. Artikel. Bedürfniß und Uebel knüpfen die Bande der Gesellschafter fester.

Der Mensch bedarf der Gesellschaft seines Gleichen, wenn er ein Mensch werden soll.
Den

III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 73

Den Grund zu seiner Bildung kann er nicht selbst legen. Ohne die Menschen würde er ein Thier bleiben, denn Geburt und Natur machten ihn nur zum Thiere.

Es war also sehr nöthig, die Menschen mit einander zu verbinden.

Der Schöpfer hat uns allen eine Neigung für unsre Nächsten eingepflanzt. Nie sind wir recht froh in der Einsamkeit, es müßte denn seyn, daß wir der Einsamkeit, zur Ruhe oder Betreibung unserer Angelegenheiten, bedürften. Die bloße Gegenwart der Menschen ist uns schon Genuß.

Allein, es reicht dieser Trieb zur Geselligkeit nicht zu, denn ohne Bildung ist er sehr schwach. In Einöden aufgewachsen, möchte der Mensch nie eher seines Gleichen suchen, als bis ihn der Geschlechtstrieb dazu aufmunterte; und dann möchte diese Verbindung von kurzer Dauer seyn. Außerdem würde er vielleicht eher die Gegenwart des Menschen fliehen, als suchen, um in Sicherheit, und ungetheilt, seinen Raub zu genießen.

Unter allen Mitteln, welche man ersinnen könnte, um die Menschen unter einander zu verbinden, wenn man ja andre ersinnen kann,

E s

ist

ist wohl keines zuverlässiger, als das Bedürfniß. Alle andre Bande sind nur schlaff, und der Muthwille kann sie leicht zerreißen. Jenes aber läßt sich nicht zerreißen.

Wenn nun die Leiden das wahre und stärkste Band der Gesellschaft ist — nicht wahr, dann ist das Uebel von dem größten Nutzen? Ja man kann sagen, daß es nothwendig ist, wenn der Mensch Mensch werden, wenn er als Mensch glücklich seyn, wenn er empfinden und denken soll. Denn die Würde der Menschheit, das Glük, die Empfindung und der Verstand, sind Früchte der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen.

Und daß diese Verbindung nur auf dem Bedürfniß beruht, sieht man deutlich aus der Geschichte der Menschheit. Die Geselligkeit geht in allen Stücken gerade nur so weit, als das Bedürfniß, hier der Erhaltung, dort der Sicherheit, und noch anderswo, der Freude. Wer in sich selbst Kräfte genug findet, wer sich selbst genug ist, der sucht die Gesellschaft der Menschen nicht sehr eifrig.

Hier könnte man mir sagen, daß unsre Bedürfnisse und unsre Schwachheit uns vielmehr ungesellig machen, weil wir uns deswegen auf
uns

III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 75

uns einschränken. Auch dieses hat seine Wahrheit. Aber die Auflösung der Schwierigkeit wird uns zeigen, wie wunderbar der Schöpfer die Kräfte zu kombiniren gewußt, und wie manches Ding in der Welt oftmals widersprechende Wirkungen erzeugt, und doch seine Absicht erfüllt.

Die Bedürfnisse schränken uns auf uns selbst ein, sobald es darauf ankommt, Andern zu helfen; sie weisen uns aber auf Andre, sobald wir die Hülfe jener bedürftig sind. Da wir aber, alles gerechnet, mehr Hülfe bedürfen, als von uns gefodert werden kann; so werden wir durch die Bedürfnisse mehr außer uns geworfen, als in uns selbst eingeschränkt. Dieß klingt sonderbar, es ist doch sehr gegründet; wir fodern und erhalten alle von Andern mehr, als wir ihnen leisten. Das geht so zu —

Indem wir für uns arbeiten, arbeiten wir für Andre, ohne daran zu denken. Ich suche Vergnügen in der Gesellschaft, ich suche die Gesellschaft auf, nicht um ihrent, sondern um meinetwillen. Ich kann aber derselben nicht beiwohnen, kein Vergnügen in der Gesellschaft genießen, ohne das Vergnügen Andrer, auch ohne mein Wissen und Willen, zu befördern. Hier glaube ich nur zu genießen, und dieses nur beabsichtigt ein jeder in dieser Gesellschaft —

Wir

Wir aber, wir fordern nur; niemand denkt an das Leisten; und so wird in der That mehr genossen, als geleistet.

Auch so in ernstern Geschäften. Selten hat man bei seiner Arbeit andre Absichten, als auf sich selbst — und doch kann man nicht arbeiten, ohne für Andre zu arbeiten. Jene genießen durch uns, ohne daß wir leisten.

Mancher macht sich Geschäfte aus Vergnügen — er pflanzt einen Garten, zieht Blumen und Früchte, und denkt dabei nur an sich. Ein anderer schreibt ein schönes nütliches Werk: Seine Absicht dabei war, nur sich damit zu vergnügen, seine eignen Gedanken ins Reine zu bringen. Ein Dritter übt sich in der Musik, oder in andern schönen Künsten, und hat dabei nichts als Uebung seiner Kräfte, oder Vergnügen, zum Zweck. Andre aber genießen mit allen diesen von der Arbeit derselben, ohne daß diese daran denken. Man hat von ihnen erhalten, und sie haben nichts geleistet.

Auf diese Art erhalten wir mehr, als wir leisten — mithin müssen Bedürfnisse, Schwachheit und Eigsucht, die Menschen mehr verbinden, als trennen. Und das thun sie wirklich.

Sie

III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 77

Sie können die Menschen nur in sofern trennen, als die Kräfte der Menschen sich selber zu helfen reichen. Da aber diese nicht weit reichen, so ist die Trennung, welche jene verursachen können, unerheblich. Alles Bedürfnis, das über die eignen Kräfte hinausgeht, wirft den Menschen in die Arme des Menschen. Und dieses ist bei weitem das häufigste.

Wenn jemand ungesellig seyn kann, so ist es der Mensch, der wenig Bedürfnisse, oder Kräfte, genug hat, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Der Grönländer, alle rohe Völker, sind wenig gesellig. Kame bei den meisten Horden dieser incultivirten Menschen nicht der Krieg und das Bedürfnis der Vertheidigung dazu, vielleicht lebten sie ganz zerstreut. Unter uns könnten die Reichen ungesellig seyn, weil ihr Reichthum ihre Bedürfnisse befriedigen kann. Allein die Fürsorge hat dafür gesorgt, und hat ihnen andre Bedürfnisse aufgelegt, die sie wieder zur Geselligkeit zurück weisen. Ehre, Bedürfnis des Vergnügens, welches bei ihnen so dringend ist. Reiche von rohem Gefühle sind nicht gesellig, weil kein Bedürfnis sie zur Geselligkeit zwingt.

Diese Beobachtungen werden durch das Beispiel der Thiere bestätigt. Ein Gesetz herrscht

herrscht durch die ganze Natur über alle analo-
gischen Geschöpfe.

Die Thiere, welche gleich nach ihrer Ge-
burt keiner Hülfe bedürfen, verlassen ihre
Mütter sogleich, und werden von ihnen ver-
lassen. Manche Mütter kennen ihre Brut gar
nicht, und bleiben ihr auch unbekannt. Die-
jenigen, denen die Pflege ihrer Eltern unent-
behrlich ist, bleiben bei denselben, und machen
mit ihnen eine Art von Gesellschaft. Diese
währt aber auch nur so lange, als das Be-
dürfnis. Sobald die Jungen selbst sich ver-
sorgen können, verlassen sie ihre Eltern, und
wenn sie sie nicht verlassen wollen, werden sie
von ihnen verstoßen und weggetrieben.

Ueberall ist also die Verbindung nur die
Wirkung des Bedürfnisses, und dauert nicht
länger als dasselbe.

Bei den Thieren hat die Gesellschaft nur
die Erhaltung zum Zweck. Da konnten also
die Bedürfnisse allemal ihre Befriedigung ver-
anstalten. Kurz oder lang, die Gesellschaft
erreichte immer ihren letzten Endzweck. Bei
dem Menschen aber war die Absicht der Gesell-
schaft nicht nur die Erhaltung des Lebens und
die Befriedigung physischer Bedürfnisse, son-
dern

III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 79

dern auch, und hauptsächlich, die geistige Veredlung desselben. Dieses Bedürfnis aber ist keines von denen, welche sich dem rohen Menschen, wie der Hunger und der Durst, empfinden lassen. Auf diesem Bedürfnisse konnte also die wirkende Ursache der Gesellschaft nicht beruhen. Die ersten Bedürfnisse reichten auch nicht zu, die Gesellschaft lange genug zu erhalten; denn sie sind bald befriedigt; das Menschthier kann denn doch bald laufen, klettern, sein Futter suchen. Die Bildung der Vernunft aber, die Entwicklung der Seelenkräfte, des moralischen Gefühls, geschehen nur spät. Es mußten also andre Bande da seyn, die die Menschen länger an einander fesselten, als Hunger und Durst; d. h. sie mußten andre Bedürfnisse haben, die sie beständig zusammenhielten. Also mußte der Mensch mehr, länger anhaltende Bedürfnisse haben, als die Thiere. Es mußte also schwächer seyn, als letztere; d. h. seine Kräfte mußten in Verhältniß mit seinen Bedürfnissen geringer seyn, als bei den Thieren. Konnte der Mensch, wie die Thiere, bald nach seiner Geburt laufen, hatte er Waffen zu seiner Vertheidigung, eine dicke Haut, wie der Elephant, oder einen Balg, wie der Bär; konnte er in der Erde, auf den Bäumen, seine Nahrung finden, wie
die

die Maus und der Vogel, oder konnte er sie, wie der Wolf, auf dem Felde erhaschen, so zerstreute sich die Familie sehr früh, und es war mit seiner Bildung aus.

Lieben Leser, erwäget dieses wohl; bedenkt, worauf es bei unsrer Veredlung ankam; und nun klaget wider den Schöpfer wegen unsrer Hülflosigkeit, unsrer Schwachheit, unsrer Bedürfnisse. Ach, wie oft beurtheilt der Mensch die Anordnungen Gottes unrecht! Wird er sich denn niemals Vorwürfe darüber machen? Ja, ja — alles, was Gott thut, ist wohl gethan.

4. Artikel. Das Uebel erweckt gesellige Empfindungen.

Wenn das Uebel und die Leiden der Menschen bestimmt waren, die Menschen mit einander zu verbinden, so erreichen sie nicht allein dadurch ihren Zweck, daß sie den Bedürftigen nöthigen, die Hülfe seines Gleichen zu suchen; sondern auch dadurch, daß sie bei denen, die nicht leiden, aber Zeugen des Leidens andrer sind, wohlthätige und gesellige Gefühle erwecken.

Jedes Uebel erweckt Menschenliebe und Mitleid. Jedermann macht sich zur Pflicht,
den